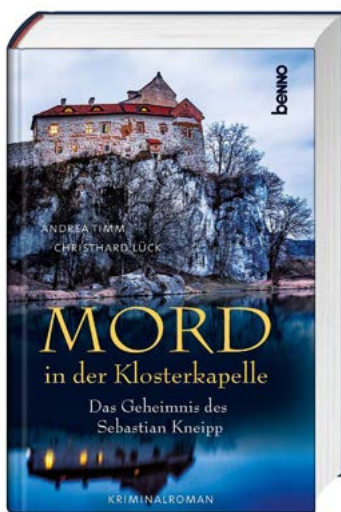


Leseprobe



Andrea Timm, Christhard Lück

Mord in der Klosterkapelle

Das Geheimnis des Sebastian Kneipp

384 Seiten, 12,5 x 19,5 cm, gebunden

ISBN 9783746257839

Mehr Informationen finden Sie unter st-benno.de

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig 2021

ANDREA TIMM

CHRISTHARD LÜCK

MORD

in der Klosterkapelle

Das Geheimnis des
Sebastian Kneipp

KRIMINALROMAN

benno

Weiter hinten aus dem Flur ertönte ein helles, langanhaltendes Lachen. Irritiert nickte er der herbeieilenden Nonne zu.

„Hallo, werter Bruder Jakobus“, begrüßte ihn Schwester Josepha mit einem überraschend strahlenden Lächeln. „Das ist aber schön, dass du so schnell kommen konntest. Möchtest du vielleicht eine Tasse Kaffee?“

„Nein, danke. Kein Bedarf.“ Jakobus schüttelte abwehrend den Kopf.

„Wenn ich dich mir so recht anschau, siehst du etwas blass um die Nase aus. Möchtest du vielleicht doch einen kleinen Schluck zur Aufmunterung?“, wiederholte die erfahrene Hospizschwester ihre Frage. „Ich kann dir dazu sogar noch ein Stückchen Apfelkuchen anbieten. Die Dame von Zimmer acht hat doch nicht so reichlich essen können, wie sie zunächst Appetit verspürt hatte. Das kann schon mal vorkommen, wenn die Seele sich so langsam aus dem Körper verabschiedet. Da möchten die Augen mehr verspeisen, als der Magen essen kann.“ Verständnislos schüttelte Jakobus erneut den Kopf. Die auf ihn zwanghaft wirkende humorvolle Art der leitenden Schwester des Hospizes stieß ihm bei seinem heutigen Besuch extrem negativ auf. An solch einem traurigen Tag durfte man seines Erachtens keine Späße machen. Erst recht nicht, wenn man – wie Schwester Josepha – keine einzige Redewendung korrekt über die Lippen brachte.

„Das ist sehr freundlich von dir, Schwester Josepha, aber nein, danke, heute nicht. Das scheint mir nicht recht“, wehrte er gestenreich ab. „Sag mir lieber, wie es Pater Aloysius geht. Ich bin doch hoffentlich noch rechtzeitig gekommen ...“

„Keine Sorge. Der gute Mann hat noch eine Weile bei uns auf Erden. Unkraut vergeht nicht so eilig. Es besteht kein Grund, jetzt zu hetzen. Nimm dir die Zeit und die Ruhe, die er verdient. Ich begleite dich bis zu seinem Zimmer.“

„Das ist wirklich nett, vielen Dank.“ Jakobus folgte der Nonne den Gang hinunter. Vielleicht war die Lage doch noch nicht so kritisch, wagte er vorsichtig zu hoffen.

„Entschuldigung. Darf ich dich etwas fragen, Schwester Josepha?“

„Immer nur heraus damit.“

„Steht es sehr schlecht um ihn? Ich meine, womit muss ich rechnen, wenn ich Pater Aloysius gegenüber trete? Mein letzter Besuch ist schon einige Tage her.“

Wieder meinte Bruder Jakobus, einen belustigten Ausdruck auf dem Gesicht der Schwester wahrzunehmen.

„Du warst bisher nur in deiner Funktion als Priester hier im Hospiz, das sehe ich doch richtig, oder?“ Als Jakobus intuitiv nickte, fuhr Josepha fort: „Da hat man nur einen eingeschränkten Blick auf die Dinge. Jetzt, wo der Tod dir so nahe kommt, stellst du dir völlig andere Fragen. Gräm dich darüber nicht. Das ist nur menschlich. Und sei beruhigt, es war Pater Aloysius' ausdrücklicher Wunsch, hier zu sterben, fernab der Apparatedizin und von lebenserhaltenden Maßnahmen.“ Bruder Jakobus schaute betreten zu Boden. Schwester Josepha hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Bisher hatten sich seine Besuche im Hospiz anders angefühlt. Nun war er selbst der Sechzig knapp näher als der Fünfzig, und sein Ziehvater lag im Sterben. Das änderte den Blickwinkel radikal und ging ihm nahe. Nach einer Weile fügte die Nonne hinzu: „Um deine Frage zu beantworten, Bruder Jakobus: Pater Aloysius sieht blas-

ser aus als vor einigen Tagen und hat weiter an Gewicht verloren. Er isst kaum noch und liegt fast den ganzen Tag auf dem Bett. Nur zur Morgentoilette richtet er sich mühevoll auf, aber das erfordert dann auch schon seine gesamte Kraft. Die starken Schmerzmittel, die ihm seit ein paar Tagen verabreicht werden, verschaffen ihm ein wenig Linderung. Leider benebeln sie seine Gedanken von Zeit zu Zeit. Dann redet er wirres Zeug, also bitte nicht erschrecken. Nicht, dass du mich falsch verstehst: Jeder Abschied ist traurig, und wir weinen häufig mit den Angehörigen zusammen, zuweilen sogar mit den Sterbenden. Aber hier wird auch gelacht und gescherzt. Das Leben und auch das Sterben sind eben bunt und facettenreich. Für die meisten – nein, ich wage sogar zu behaupten, für fast alle – sind diese letzten Tage hier eine Art Aussöhnung mit dem Leben.“

„Du musst mich entschuldigen, ich bin da wohl etwas unbedarft“, gestand Jakobus ein. Er fühlte sich in diesem Gespräch zunehmend unbehaglich.

„Das wundert mich, ehrlich gesagt. Dir ist der Tod doch nicht fremd.“

„Der Tod nicht, aber das Sterben.“

„Dann ist es aber schleunigst an der Zeit, dich als Gottesmann mit der weltlichen Seite des Sterbens auseinanderzusetzen. So, da wären wir.“ Energisch klopfte sie an die Zimmertür, die sie im selben Moment öffnete. „Besuch für dich, Pater Aloysius. Hier freut sich jemand darauf, dich zu sehen.“ Zu Bruder Jakobus gewandt fügte sie hinzu: „Nutzt die Zeit, die euch miteinander noch verbleibt, gut.“ Bruder Jakobus nickte der Nonne dankbar zu und trat sorgenvoll in das Zimmer.

Kaum hatte er die Tür hinter sich geschlossen, nahm er unter dem Lavendelduft, der das ganze Haus durchströmte, den leicht beißenden Geruch von Urin wahr. Verschämt rümpfte er die Nase und wünschte sich für einen Moment, unauffällig wieder aus dem Sterbezimmer verschwinden zu können. Noch während er sich unschlüssig in dem halb abgedunkelten Raum umsah, drang eine gedämpfte Stimme an sein Ohr: „Tritt näher, mein Sohn!“ Bruder Jakobus musste sich zwingen, seinen Blick auf Pater Aloysius zu richten, der zusammengesunken unter einer blau melierten Bettdecke lag. Mit müden Augen blickte der alte Mann ihn an. Seine eingefallenen Wangen und die blasse, dünne Haut ließen die Schädelform darunter deutlich erahnen. Bruder Jakobus erschrak. Genau in diesem Augenblick wurde ihm in aller Brutalität klar, wie nah sein Freund und Mentor dem Tod bereits war. Der Krebs würde den Kampf bald gewonnen haben.

„Jakobus!“, rief Pater Aloysius erneut mit heiserer Stimme. „Gut, dass du hergekommen bist! Tritt näher. Hab keine Angst.“

„Ich habe keine Angst. Es ist nur ...“

„Jetzt fang nicht mit Lügenmärchen an“, ermahnte ihn der vom Tod Gezeichnete prompt. „Das ermüdet mich nur. Heute geht es um etwas äußerst Wichtiges. Was ich dir zu sagen habe, wird alles verändern. Setz dich zu mir.“

Mit vorsichtigen Schritten und einem mulmigen Gefühl im Bauch trat Bruder Jakobus näher und setzte sich behutsam auf die Bettkante. Lediglich die angestregten Atemzüge des väterlichen Freundes waren zu hören. „Wie fühlst du dich?“, fragte Jakobus verunsichert. Pater Aloysius' Hände suchten den Kontakt, seine Stimme klang eindringlich.

„Du siehst selbst, dass es zu Ende geht mit mir. Ich habe arge Schmerzen, aber ich habe heute bewusst mit den Medikamenten gewartet. Für das, was ich dir mitzuteilen habe, brauche ich einen klaren Kopf.“ Pater Aloysius schloss die Augen und atmete flach. Er schwieg eine ganze Weile. Jakobus wartete geduldig und lächelte ihn ermunternd an. Endlich sprach der Kranke mit großer Mühe weiter: „Es gibt da etwas, was ich dir mein Leben lang ... verschwiegen habe. Verschweigen musste. Ich konnte nicht anders. Es ist ... ein Geheimnis, das weit mehr als hundert Jahre alt ist.“ Mit jedem Wort spürte Bruder Jakobus seine innere Anspannung wachsen. Was wollte der Greis ihm wohl Wichtiges mitteilen? Was konnte angesichts des nahenden Todes noch dermaßen von Bedeutung sein? Der Mönch sah, wie Pater Aloysius mit zitternden Händen einen prall gefüllten, versiegelten Umschlag unter seiner Decke hervorwühlte. „Nimm ihn!“, forderte der Pater ihn auf und versuchte mühsam, tief einzuatmen. „Nein, nicht öffnen. Dafür ist jetzt keine Zeit. Die Ärztin wird gleich hier sein. Du musst ... Geh bitte sorgsam mit diesen Papieren um. Sie sind sehr alt und der Papst ...“ Ein weiteres Mal hielt der Abt länger inne, rang nach Luft und schloss die Augen. Das Sprechen strengte den sterbenskranken Mann sichtlich an. „Du musst es tun ... Nach vielen Generationen musst du es tun ... Du bist der richtige Mann. Es ist an dir.“ Die knöchigen Finger des Alten suchten die Hand des Jüngeren und hielten sich erstaunlich kraftvoll an ihr fest. „Die Menschen warten auf diese Botschaft, glaube mir. Ich bin zwar alt und todkrank, aber nicht blind. Wir haben im Moment schwere Zeiten in unserer Kirche. Es gibt viel Kritik und Unzufriedenheit, und ich weiß nicht, wo das

noch alles hinführen wird.“ Wieder unterbrach Aloysius seine Ausführungen und schloss mit schmerzverzerrtem Gesicht die Augen. Bruder Jakobus wartete geduldig ab, bis der Todkranke weitersprechen konnte.

„Die Enttäuschung und die Entfremdung selbst bei kirchlich engagierten Laien nimmt immer weiter zu. Gleichzeitig haben wir Schwierigkeiten, den Nachwuchs für unsere frohe Botschaft zu begeistern. Es finden sich immer weniger Menschen, die das Priesteramt ausüben wollen. Der Reformbedarf unserer Kirche liegt mehr denn je auf der Hand. Wir müssen neue Wege gehen! Wege, die schon weit in der Vergangenheit angelegt worden sind. Die Zeit ...“

Aloysius legte eine bedeutungsvolle Pause ein. Oder musste er nur neue Kraft schöpfen? Schon sprach er weiter: „Die Zeit dafür ist gekommen, aber meine Lebenskräfte schwinden. Ich bin am Ende meines Weges angelangt. Versprich mir bitte, dass du dich darum kümmerst! Es geht um nichts Geringeres als um die Zukunft unserer heiligen Kirche!“

Nie zuvor in seinem Leben hatte Bruder Jakobus ein derart massives Flehen in den Augen eines Menschen gesehen. Dieser Umschlag musste eine wahre Herzenssache des althehrwürdigen Priesters enthalten. Ergriffen von der Intensität des Augenblicks drückte er die Hand seines Vertrauten fester und beteuerte feierlich: „Ich verspreche es dir. Gott ist mein Zeuge: Ich werde mich mit aller Energie, die mir zur Verfügung steht, um diese Angelegenheit kümmern. Ich werde dich nicht enttäuschen, um was auch immer es sich handeln mag.“

„Das ist gut. Du findest in dem Umschlag alles, was du brauchst. Sprich mich nun frei von meiner Schuld“, flü-

terte Pater Aloysius mit schwacher, kaum vernehmbarer Stimme. Bruder Jakobus drückte als Zeichen des Einverständnisses erneut die Hand seines väterlichen Freundes. Dann sprach er mit ihm das Schuldbekennnis und hielt Fürbitte für den Kranken. Als Jakobus die Hände und die Stirn des Paters mit dem Krankenöl salbte, sah er Erleichterung und Dankbarkeit in dessen Augen.

Von dieser Begegnung tief bewegt nahm Bruder Jakobus in den nachfolgenden Minuten kaum wahr, wie sich die Tür öffnete und der Raum wieder füllte. Dr. Carina Heiminger und Schwester Josepha traten an das Krankenbett. Sanft strich die Ärztin dem Kranken über den Kopf. Sie hatte in der Stadt eine gut laufende Praxis. Darüber hinaus hielt sie wöchentliche Sprechstunden im Kloster und kümmerte sich nach Bedarf um Patienten im Hospiz des Klosters. Die Ärztin nahm einen etwas längeren Blickkontakt zu Bruder Jakobus auf und bedeutete ihm mit dem Finger an den Lippen zu schweigen. Ohne sich beirren zu lassen, fuhr Bruder Jakobus mit dem Vaterunser und der Krankenkommunion fort. Nach wenigen Minuten des stillen Gebets segnete er Aloysius. Dieser sank erschöpft in sein Kissen zurück und wandte seinen Blick zu den beiden Frauen. „Seid mir willkommen. Ich bin dann so weit ...“, hauchte der Pater mit letzter Kraft. Zugleich strahlte er wie ein kleines Kind. Es gab Jakobus einen Stich zu sehen, in welchem Maße sich sein Mentor über den Besuch der Ärztin freute. Seine eigenen Anstalten, den Raum zu verlassen, wischte der Sterbende mit einer klaren Geste weg. „Bleib! Ich möchte, dass du bei mir bist in dieser Stunde ... mein ... Sohn, der du ... mir warst ... und bist.“ Bruder Jakobus schossen die Tränen in die Augen. Er sah den Blick der Ärztin liebe-

voll auf Aloysius ruhen, während sie seine Hände nahm und mit ihm zusammen den Segen des Simeon betete: „Herr, nun kann ich in Frieden sterben, denn du hast dein Versprechen eingelöst. Mit eigenen Augen habe ich es gesehen, du hast dein rettendes Werk begonnen, und alle Welt wird es erfahren.“ Der friedlich entrückte Blick seines Ziehvaters wirkte, als sei dessen Seele schon auf dem Weg in den Himmel. Bruder Jakobus konnte nicht mehr an sich halten und begann, hemmungslos zu weinen. Nie hatte er sich ohnmächtiger gefühlt. Er wollte so viel sagen, aber kein Wort kam ihm über die Lippen. Er wollte so viel tun, aber seine Hände fühlten sich bleischwer an. Er wollte nicht wahrhaben, was gerade geschah, aber es stand nicht in seiner Macht. Dann ging alles ganz schnell. Das Nicken seines Mentors zu der Medizinerin, das geräuschlose Aufziehen der Spritze, der Stich in die Vene und der immer flacher werdende Atem des alten Mannes verschwanden hinter einem verklärenden Schleier der Erinnerung. Nach einer Weile schloss Dr. Carina Heiminger Pater Aloysius behutsam die Augen. Sein fürsorglicher Freund war tot. Voller Verzweiflung kralte sich Jakobus am Ärmel des weißen Kittels der Ärztin fest und zischte sie an: „Musste das sein? Warum habt ihr mich nicht eingeweiht? Er war wie ein Vater für mich! Was habt ihr getan?“

„Pater Aloysius war sehr schwer krank und hatte seit Wochen unerträgliche Schmerzen, gegen die selbst die Gabe von Morphin in hoher Dosis nahezu wirkungslos war“, erklärte sie geduldig. „Sein ganzer Körper war voller Metastasen, jeder Atemzug peinigte seine zerfressene Lunge. Bei der Dosierung der Schmerzmedikation großzügig zu sein, war ein Akt der Gnade mit Pater Aloysius' Einver-

ständnis. Er hat den Wunsch, sehr bald sterben zu dürfen, mir und auch Schwester Josepha gegenüber in den letzten Tagen mehrfach klar und deutlich geäußert. Außer uns weiß übrigens nicht eine Menschenseele Bescheid. Je weniger Leute davon wissen, desto besser.“

„Und was ist, wenn das hier herauskommt? Ihr kommt ... nein, wir kommen in Teufels Küche!“

„Hier ist niemand.“

„Man kann nie absolut sicher sein. Manche Wände haben tausend Ohren.“

„Ich bin mir sicher. Die einzige Schwachstelle sitzt wie ein Häufchen Elend auf dem Bett eines Toten. Bitte, lass es gut sein. Wir reden später in Ruhe darüber.“ In dem Blick, mit dem sie Jakobus zum Abschied bedachte, lag eine für ihn unergründliche Ferne, die er kaum auszuhalten vermochte. Dann fügte sie leise, aber bestimmt hinzu: „Es war wirklich nur ein starkes Schmerzmittel.“

Das war alles höchst aufschlussreich. Damit konnte man arbeiten. Sie hatte genug gesehen. Ohne den geringsten Laut schloss sie die Zimmertür und schlich mit raschen Schritten davon.

Am Abend – im Kloster St. Dominikus

Das dicke Briefbündel brannte wie Feuer unter seiner Kutte und wartete darauf, geöffnet zu werden. Noch immer hatte Bruder Jakobus nicht die Zeit gefunden, den ihm höchstpersönlich anvertrauten Nachlass von Pater Aloysius zu lesen. Zuerst musste er Mutter Liutgard vom Tod des Paters un-

terrichten. Wie im Schockzustand war er nach dem überraschend schnellen Ableben seines alten Mentors zum Kloster zurückgelaufen. Weder der leichte Nieselregen noch der kühle Wind hatten ihn gestört. Immer wieder sah er die gleiche Szene vor seinen Augen: Carina, die Spritze, die sanfte Erlösung. Und er selbst am Bett des Sterbenden. Mitfühlend. Mitleidend. Mitschuldig. Warum hatten ihn die beiden Menschen, denen er sich derart tief verbunden fühlte, nicht eingeweiht? Warum hatten sie ihn außen vor gelassen und ihn nicht an den Geschehnissen im Krankenzimmer beteiligt? Je länger er darüber nachdachte, desto weniger wollte er dies einsehen. Trauten sie ihm nicht zu, verantwortungsvoll damit umzugehen, oder waren sie der Meinung gewesen, dass er nicht dorthin würde? Er fühlte sich übergangen und betrogen. Niemals durfte nach außen dringen, was sich soeben im Hospiz abgespielt hatte.

Inzwischen war Bruder Jakobus im Verwaltungstrakt des Klosters, in dem auch das Büro der Mutter Oberin lag, angekommen. Er atmete mehrfach tief durch, um sich zu beruhigen. Man sollte nicht gleich sehen, wie sehr es in seinem Inneren brodelte und wie tief bewegt er war. Bisher hatte er kaum Zeit gehabt, das Geschehene zu begreifen, doch wusste er, wie wichtig es war, Ruhe zu bewahren. Er hatte eine Aufgabe. Erst die Nachricht, dann der Brief. Hektisch klopfte er mit der einen Hand an die Bürotür der Priorin, während er mit der anderen Hand erneut nach dem verborgenen Papierbündel tastete.

„Ja, bitte.“ Kaum hatte Bruder Jakobus den Raum betreten, stand Mutter Liutgard von ihrer Schreibe auf und trat auf ihn zu. „Pater Jakobus, was ist passiert? Du bist ja kreidebleich im Gesicht.“ Mitfühlend legte die Priorin ihm die

Hand auf die Schulter und geleitete ihn zu einem Stuhl. „Setz dich doch! Was führt dich zu mir?“

Dankbar nahm Jakobus Platz. Ihm war ein wenig schwindelig. Es wurmte ihn, dass man ihm seine innere Verfassung so deutlich ansah. „Ich habe traurige Nachrichten, werte Mutter Liutgard. Pater Aloysius ist tot“, beeilte er sich, die betrübliche Botschaft loszuwerden. „Ich war bei ihm, als er starb. Es ist eben erst geschehen. Er ist ganz friedlich eingeschlafen. Ich kann es selbst noch gar nicht fassen. Gott sei seiner Seele gnädig.“ Beide bekreuzigten sich betroffen. Dann drückte Mutter Liutgard Jakobus kurz an sich: „Das tut mir sehr leid für dich. Ihr habt euch außerordentlich nahegestanden, das weiß ich. Aber wir mussten damit rechnen, auch wenn es jetzt schneller ging als erwartet. Sei nicht allzu traurig, er hatte ein langes und erfülltes Leben.“ Jakobus holte tief Luft. Er verspürte einen massiven Widerwillen gegen die tröstenden Worte der Oberin. Ahnte Mutter Liutgard denn nicht, was im Hospiz vor sich ging? In ihren von Falten umgebenen Augen konnte er nichts dergleichen erkennen. Tief in seinem Herzen wurde ihm mit einem Mal klar, warum er nicht eingeweiht worden war – er hätte mit aller Macht versucht, sie davon abzuhalten. Und unter allen Umständen hätte er Mutter Liutgard hinzugezogen. Die Priorin nahm ihre Aufgabe als Seelsorgerin sehr ernst und fuhr fort: „Wie heißt es in dem Buch der Psalmen: ‚Die Zeit unseres Lebens währt siebzig Jahre, wenn es hochkommt, achtzig. Das Beste daran ist nur Mühsal und Verhängnis, schnell geht es vorbei, wir fliegen dahin.‘ Wenn ich es richtig weiß, ist Pater Aloysius im März 84 Jahre alt geworden. Ein gesegnetes Alter.“

„Ja, er hätte in wenigen Wochen sein 60-jähriges Ordens-

jubiläum gefeiert. Schade, dass ihm das nun nicht mehr vergönnt ist.“

„Danke, dass du mit dieser betrüblichen Nachricht direkt zu mir gekommen bist. So kann ich gleich in der Vesper alle Schwestern vom Tod unseres geschätzten früheren Beichtvaters persönlich informieren, und wir können zusammen für seine Seele beten. Nimm es nicht so schwer, Jakobus. Aloysius war mit dem Leben ausgesöhnt, das kann ich dir guten Gewissens mit auf den Weg geben. Der Herr sei mit dir.“

„Amen.“

Was mochte das bedeuten? Wusste die amtserfahrene Priorin mehr, als sie zugab? Hatte sie doch eine Ahnung? Bevor Jakobus nachfragen konnte, begannen die Glocken der Klosterkirche zu läuten. Bald würde es Zeit für die Abendandacht werden. Jakobus beeilte sich, in seine Zelle zu kommen, um sich noch schnell das Gesicht zu waschen und in Windeseile die Briefe von Aloysius zu überfliegen. Mit zitternden Fingern erbrach Jakobus Minuten später das Siegel, öffnete den Umschlag und hielt einen beachtlichen Stoß ganz unterschiedlicher Dokumente in den Händen. Jakobus strich fast zärtlich über das persönliche Anschreiben von Aloysius an ihn. Darüber hinaus beinhaltete das Päckchen mehrere Blätter, die eng in irgendeiner altdeutschen Schrift von verschiedenen Verfassern beschrieben waren. Knapp die Mehrzahl der Blätter war auf neuerem Papier in der Schrift des alten Paters niedergeschrieben. Das hatte also sein Ziehvater gemeint, als er sagte, er werde alles finden, was er brauchte. Pater Aloysius hatte sich – wie seinen persönlichen Zeilen zu entnehmen war – vor Jahrzehnten schon die Mühe gemacht,

die Originalschriften in lateinische Buchstaben zu übertragen. Zum Glück. Jakobus hätte sonst große Mühe gehabt, die Texte zu entziffern. In der vertrauten Schrift des Verstorbenen erschloss sich Jakobus der brisante Inhalt des Nachlasses sofort. Er konnte kaum fassen, was dort stand. Seine Anspannung ließ ihn erzittern. Den letzten Brief las er wieder und wieder. Es war einfach zu ungeheuerlich! Wenn das stimmte, was dann? Er musste das unbedingt prüfen lassen. Schwester Dorothea konnte als Bibliothekarin sicher einschätzen, was davon zu halten war. In verwirrten Gedanken versunken eilte er zur Kapelle. Gerade noch rechtzeitig schaffte er es, kritisch beäugt von Bruder Bertram, zu Beginn der Messe vor Ort zu sein.

Nur wenige Momente später saß Bruder Jakobus zusammen mit Bruder Bertram und den Ordensschwwestern im Chorraum der Klosterkirche. Vergeblich versuchte er, sich auf das gewohnte Ritual zu konzentrieren, aber seine Gedanken schweiften an diesem Abend immer wieder ab. Er konnte und wollte nicht glauben, dass er tatsächlich gerade erst seinem langjährigen Vertrauten im Sterben die Hand gehalten hatte. Erst ab dem Augenblick, als Schwester Josepha ihn behutsam beiseitegenommen und aus dem Krankenzimmer geführt hatte, war ihm wirklich bewusst geworden, dass Pater Aloysius tatsächlich von ihm gegangen war. Genauso habe es sich der Pater gewünscht, hatte die verständnisvolle Nonne ihm versichert, und er war im ersten Moment zu benommen gewesen, um irgendeinen Plan dahinter zu argwöhnen.

Nun sang Bruder Jakobus inmitten der Dominikanerinnen einen Lobpreis, ohne dass auch nur ein einziges Wort

des Liedtextes seinen Geist erreichte. Schwester Valeria, die Kantorin der Ordensgemeinschaft, spielte andächtig. Die hellen Trachten der Nonnen, die ihm im Chorgestühl gegenüber saßen, verschwammen vor seinem Angesicht zu einer weißen Wolke. Ihre schwarzen Hauben lagen wie ein dunkler Schatten darüber. Nein, er wollte nicht an eine Wolke denken, wenn er über den Tod nachsann. Er war ein Diener Gottes aus tiefster Überzeugung. Tote saßen nicht auf Wolken. Und dennoch hatte ihn das eben Erlebte derart mitgenommen, dass sein Glaube auf eine unerwartete Probe gestellt wurde. Immer wieder stellte er sich im Geiste die Frage, was am heutigen Nachmittag in dem Sterbezimmer des Hospizes tatsächlich geschehen war. Warum hatte er das dumpfe Gefühl, als ahnungsloser Zaungast bei etwas Unrechtem, dabei gewesen zu sein und dies erst zu spät zu begreifen? Hatte Schwester Josepha ihn vorsätzlich belogen, als sie ihm bei seiner Ankunft versicherte, Aloysius habe noch eine gute Weile zu leben? Bruder Jakobus wurde bei diesen Überlegungen ganz mulmig. Wer gab dem Menschen ein Mitspracherecht, was den eigenen Tod betraf? Lagen Schwester Josepha und vor allem auch Aloysius richtig mit der Meinung, Menschen dürften, wenn auch nur in Ausnahmefällen, an Gottes Stelle über Leben und Tod autonom entscheiden? Möglicherweise hatte ihn sein flüchtiger Eindruck aber auch getäuscht, beruhigte er sich selbst. Es war ja alles so schnell gegangen. Hastig bekreuzigte er sich und sah hinüber zu den weiß gekleideten Frauen. Wusste eine von ihnen Bescheid? Mit einem Mal fühlte er, wie seine Ahnungen ihm das Herz schwer machten.

Das Orgelspiel verklang, und die erste Nonne in der Reihe

der Schwesternschaft erhob sich. Mutter Liutgard. Sichtlich bewegt trat die hochgewachsene, rundliche Leiterin des Nonnenklosters an den Ambo und hielt Fürsprache für den soeben Verstorbenen. Jakobus wusste, dass sie – ebenso wie er selbst – an ihm gehangen hatte. Er war ihr in den vielen Jahren ein vertrauter Ratgeber gewesen. Ein Raunen ging durch die Reihen. Manch eine der Nonnen wischte sich betroffen eine Träne aus dem Gesicht. Offenbar hatten noch nicht alle Versammelten die Nachricht vom Tode des langjährigen Hausgeistlichen vernommen. Jakobus seufzte schwer. Sein Blick wanderte weiter. Die Subpriorin Schwester Walburga, die Schulseelsorgerin Schwester Johanna und die junge Lehrerin Schwester Scholastika, dann Schwester Pia und Schwester Agnes – alle waren an diesem Abend anwesend. Alle saßen an ihrem angestammten Platz. Nur Schwester Martha konnte er nirgends ausmachen. So etwas sah die Priorin Mutter Liutgard nicht gerne, wie hinlänglich bekannt war. Das würde Ärger geben. Wo mochte sie wohl stecken?

Erneut sprangen Jakobus' Gedanken zu Pater Aloysius und zu dem ihm anvertrauten Briefbündel. Und zu der alles entscheidenden Frage: Was würde mit der Gemeinschaft der Schwestern geschehen, wenn der Inhalt des Vermächtnisses bekannt würde? Jakobus versuchte, seinen Geist abzulenken, und betrachtete wieder den Kreis der Schwesternschaft. Im Sommer hatte die Gemeinschaft erst die Einkleidung von Schwester Edeltraud gefeiert, die seitdem als Novizin unter den Schwestern lebte. Seines Erachtens fehlte ihr noch die nötige geistige Reife für den Dienst als Schwester im Herrn. Würde sie bleiben? Sie gehörte mit Schwester Aldegundis, die neben ihr saß, zu den jüngsten

Mitgliedern der Klostersgemeinschaft. Aldegundis hatte sich der Naturheilkunde verschrieben und ein Medizinstudium aufgenommen. Der Konvent konnte sich glücklich schätzen, dass die Schwesternschaft immer noch junge Leute begeistern konnte, wenn auch bei Weitem nicht mehr so viele wie noch vor wenigen Jahrzehnten. Aber würde das in Zukunft so bleiben? Aldegundis wurde angetrieben von dem Wunsch, Menschen ganzheitlich zu heilen, an Leib und Seele. Ein Anliegen, das auch ihm selbst sehr wichtig war. Die junge Nonne beeindruckte ihn in ihrer Unbeirrbarkeit. Sie war von ganz anderem Schlag als die schwatzhafte Edeltraud. Diese hingegen war mit einer wunderschönen Stimme gesegnet und vermochte, die anderen damit in den Bann zu ziehen. Ja, sie hatten alle miteinander durchaus unterschiedliche Talente, die sich auf wunderbare Weise ergänzten. Länger als bei den anderen Nonnen blieb sein Blick an Schwester Dorothea hängen. Sie sah zutiefst betrübt aus. Das tat ihm in der Seele weh. Seine Hand tastete nach dem Umschlag. Bruder Jakobus spürte das dringende Bedürfnis, mit Dorothea über all das zu sprechen, was darin geschrieben stand. Unauffällig versuchte er, ihr ein Zeichen zu geben, aber sie sah ihn nicht an. Er würde warten müssen, bis sie sich später am Abend ohnehin an jenem Ort begegnen würden, an dem sie in den letzten Jahren so oft ungestört miteinander gesprochen hatten.

„O lumen Ecclesiae, Doctor veritatis, Rosa patientiae, Ebur castitatis, Aquam sapientiae propinasti gratis, Praedicator gratiae nos junge beatis.“ Die stärkenden Worte, mit denen die dominikanische Familie auf der ganzen Welt jeden ein-

zelenen Tag verabschiedete, hallten in Jakobus noch nach. Sie trafen sich direkt nach der Komplet in der klostereigenen Bibliothek. Draußen hatte es sachte zu regnen begonnen. Leise und gleichmäßig plätscherten die Tropfen auf das Dach, fadendünne Bäche rannen die Fensterscheiben hinunter. Kalkweiß saß Schwester Dorothea ihm auf einer weich gepolsterten Bank in der hintersten Ecke der Bibliothek gegenüber. In den Händen hielt sie die Briefe, die von Pater Aloysius abgeschrieben worden waren. Bruder Jakobus hatte sie beim Lesen genau beobachtet. Erst zögernd, dann ungläubig und schließlich immer schneller flogen ihre Augen über die Papierbögen. Er sah ihr deutlich an, dass sie ähnlich fassungslos war wie er selbst einige Stunden zuvor. Dann griff sie zu den vergilbten Originalen und versuchte, die in Kurrentschrift geschriebenen Zeilen zu entziffern.

„Nun, meine Liebe, was sagst du dazu?“ Er konnte ihren Kommentar kaum erwarten. „Kann das wahr sein, was dort geschrieben steht? Wie denkst du darüber? Sei bitte ehrlich.“

Energisch schüttelte sie den Kopf und schien nach Worten zu suchen. „Ich weiß es nicht. Ich glaube ... nein, ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll ... Das ist einfach zu unglaublich. Meinst du, dass das tatsächlich alles echt ist?“

„Genau das ist die Frage, die mich umtreibt, seitdem ich im Besitz der Dokumente bin. Ich finde, diese Briefe“, Jakobus zeigte auf die Originale, „sehen wirklich so aus, als seien sie von historischem Wert. Und auch die späteren Kommentare machen einen authentischen Eindruck.“

„Das stimmt. Auf jeden Fall handelt es sich bei den Blättern mit Pater Aloysius' Handschrift um Abschriften der

älteren Briefe. Wann mag Aloysius diese Kopien angefertigt haben? Sie sehen auch schon etwas älter aus.“

„Ich glaube, dass er das ziemlich bald, nachdem er die Briefe bekommen hat, getan hat. Er wollte sichergehen, dass die Botschaft auch in Zukunft noch für jedermann lesbar ist. Aber was hältst du von den uralten Schriften? Dieses vergilbte Papier und die schon etwas verblasste Tinte – die sind doch weit über hundert Jahre alt, oder täusche ich mich da?“

„Es sieht zumindest auf den ersten Blick so aus, und ich halte es tatsächlich nicht für unwahrscheinlich. Dennoch könnte es sich aber auch um eine außerordentlich gut gemachte Fälschung handeln. Nicht auszudenken! Nur wer würde sich das trauen? Immerhin schreibt hier nicht irgendwer, sondern Seine Heiligkeit höchstpersönlich.“

„Wie war denn dein erster, spontaner Eindruck? Echt oder nicht echt?“ Behutsam strich sie über die Blätter und betastete das gebrochene Siegel.

Sie sah ihm tief in die Augen und machte eine lange Pause, bevor sie weitersprach. Bruder Jakobus gab sich alle Mühe, ihrem Blick nicht auszuweichen. „Und du, Jakobus? Was denkst du? Du wünschst dir sehr, dass es Originale sind, nicht? Tatsächlich – und das sage ich nicht nur, weil ich weiß, dass du es hören möchtest – wirkt es auf mich nicht wie nachgemacht. Aber ich bin absolut keine Fachfrau. Allerdings sieht das Siegelwachs hellrot und unzerkratzt aus. So als sei es neueren Datums. Pater Aloysius hat dir die Briefe persönlich übergeben, sagst du ...?“

„Ja, genau. Kurz bevor er seine Augen für immer schloss.“ „Dann hat er den Umschlag mit Sicherheit selbst versiegelt, nachdem er die Abschriften angefertigt hatte.“

„Er bat mich inständig, dass ich mich der Sache annehme. Deshalb brauche ich ja so dringend deinen Rat. Was soll ich jetzt damit tun? Es war der letzte Wunsch meines sterbenden Mentors. Ich habe es ihm auf dem Totenbett versprochen.“

„Dann solltest du dieses Versprechen, wenn es dir irgend möglich ist, auch einhalten.“

„Das sehe ich genauso. Dennoch weiß ich nicht, wie ich mit den mir anvertrauten Dokumenten umgehen soll. Stell dir bloß für einen Moment vor, die Briefe sind Fälschungen – wie stehe ich dann da? Das überfordert mich gewaltig.“

„Das kann ich gut nachvollziehen. Sicher findest du Hilfe im Gebet. Ich kann dir nur raten: Nimm dir genügend Zeit zum Nachdenken und Abwägen der Argumente, übereile nichts. Lasse nach Möglichkeit wissenschaftlich prüfen, ob es sich um Originaldokumente handelt ... Über derartige wichtige Dinge darfst du keine Gerüchte in Umlauf bringen. Verkünde nichts, bevor du nicht hundertprozentig sicher bist, dass dies hier alles echt ist.“

„Das ist mir durchaus bewusst. Ich habe sogar eine Idee, wer mir schon sehr bald dabei helfen könnte“, erwiderte Jakobus. Schwester Dorothea schwieg. Dann schnappte sie sich die Briefe, wedelte sie hin und her und sah Jakobus eindringlich in die Augen. „Dir ist doch klar, was das hier bedeutet? Gerade auch für uns!“ Jakobus, der ahnte, was jetzt kommen würde, konnte ihren erwartungsfrohen Blick kaum aushalten.

„Dorothea ...“, Jakobus legte einen bedeutungsvollen Ton in seine Stimme, „da ist noch mehr, was ich mit dir besprechen muss.“ Bis vor wenigen Sekunden hatte Bruder Jakobus nicht geglaubt, dass seine engste Vertraute noch

blässer werden konnte, als sie nach der Lektüre der Briefe ohnehin schon war. Das, was sie da gerade angedeutet hatte, war auch ihm längst klar geworden, allerdings mit einer für Dorothea mehr als schmerzlichen Konsequenz. Er rang nach Erklärungen. „Wenn das alles stimmt, was hier geschrieben steht – und tief in meinem Herzen gehe ich davon aus –, dann werde ich den Orden umso leichter verlassen können.“ Er schickte ein Stoßgebet zum Himmel um ihr Verständnis, ohne dass er die für sie bittere Wahrheit in aller Deutlichkeit würde aussprechen müssen. Dorothea sagte nichts. Erleichtert atmete Jakobus tief durch. Vielleicht würde die Sache doch nicht so schwer werden, wie er vermutet hatte. Aber das Leuchten in ihren Augen belehrte ihn eines Besseren.

„Du brauchst nichts zu sagen“, hauchte Dorothea und schob den Stapel Dokumente zu ihm. Dann beugte sie sich näher an ihn heran. Zu nah. „Weißt du, wie lange ich auf diesen Satz gewartet habe? Seit Jahr und Tag sucht meine Seele nach einem solchen Zeichen von dir. Und jetzt geht es mit einem Mal so schnell? Du weißt gar nicht, wie sehr mich das freut.“

Oh nein, das entwickelte sich äußerst ungünstig. Bruder Jakobus' Pulsschlag beschleunigte sich. Schlimmer hätte das Missverständnis nicht sein können. Er würde es ihr doch erklären müssen. Mit Bedacht griff Bruder Jakobus nach der Hand seiner engsten Verbündeten.

„Du weißt, du bist meine beste Freundin, und jetzt, wo Pater Aloysius tot ist, der Mensch, dem ich mich am längsten auf dieser Welt vertraut fühle. Deshalb sollst du zuerst davon erfahren.“ Schwester Dorothea strahlte ihn glücklich an. Sie ahnte wahrhaftig nichts. Ihre Augen glänzten.

„Dass das Herz in deiner Brust nicht nur für Jesus Christus schlägt, weiß ich schon lange. Es ist gut, dass du dazu stehen willst ... endlich.“ Jakobus hörte den verliebten Ton in ihrer Stimme und fürchtete sich umso mehr vor dem, was er ihr nun sagen musste. Wie um den Moment hinauszuögern, verstaute er das Papierbündel umständlich wieder in seiner Kutte. Jetzt gab es kein Zurück mehr.

„Dorothea. Es liegt nicht nur an diesen Briefen. Ich trage meinen Entschluss schon seit einer ganzen Weile in meinen Gedanken. Es fällt mir nicht leicht, den Orden zu verlassen, aber meine Liebe zu dieser Frau ist stärker als alles andere.“ Schwester Dorothea schnappte augenblicklich nach Luft. Ihre Hände zitterten. Tränen schossen ihr in die Augen. „Zu dieser Frau“, wiederholte sie reflexartig. „Wer ...?“ „Wer ...?“ stammelte sie kaum hörbar. „Wer ist sie?“ Sie sah tief verletzt aus. Genau das hatte er unter allen Umständen vermeiden wollen. Instinktiv legte er ihr die Hand auf die Schulter und versuchte, sie zu beruhigen und zu trösten. „Es tut mir so leid. Ich wünsche mir sehr, dass unsere Freundschaft nicht darunter leidet. Sei bitte nicht allzu traurig.“

„Jakobus, bitte! Sag, dass das nicht wahr ist!“ Ihre Stimme bebte vor Enttäuschung und Empörung. Jakobus seufzte und wusste nicht, was er jetzt noch sagen sollte. Er wünschte sich weit weg von diesem Ort und von ihr. Urplötzlich trat etwas anderes in ihren Gesichtsausdruck, etwas Bedrohliches: Wut.

„Ich muss wissen, wer sie ist!“, rief sie erbittert aus und schluchzte laut. „Sag es! Sofort!“

Es betrübte ihn sehr, sie so leiden zu sehen. Der Mönch rang einen Moment mit sich, wog die Argumente ab. Dann

schüttelte er entschieden den Kopf: „Nein, das wäre nicht gut. Du sollst sie nicht hassen. Glaub mir, es ist besser, wenn du es nicht weißt.“

Die Reaktion kam postwendend. Sie schlug mehrmals mit der Hand auf den Tisch. Blanker Zorn flackerte in ihrem Blick auf. Ihre Stimme überschlug sich beinahe: „Das habe ich nicht verdient!“ Er wusste: Sie hatte recht mit dem, was sie sagte, aber er konnte es ihr einfach nicht mitteilen. „Du bist so feige, dass du dich noch nicht einmal traust, mir ihren Namen zu nennen! Scher dich doch fort!“ Unbeholfen beugte er sich zu ihr herüber: „Dorothea ...“ Doch sie wich demonstrativ zurück und wies ihn schroff ab.

„Tu mir den Gefallen und verschwinde! Ich muss jetzt allein sein. Geh!“ Schweren Herzens stand Bruder Jakobus auf. Es gab nichts mehr zu sagen.

Bedrückt durchschritt er die nur spärlich beleuchtete Bibliothek Richtung Ausgang und traute sich nicht, sich noch einmal zu Dorothea umzudrehen. Genau in dem Augenblick, als er die Klinke herunterdrücken wollte, wurde die Tür von außen geöffnet. Mutter Liutgard und ein schlaksiger, älterer Herr mit schneeweißen Haaren betraten in ein reges Gespräch vertieft den Raum. Er erkannte ihn sofort. Gernold Haldenkamp. Was für eine erquickliche Überraschung. Erleichterung machte sich im Herzen von Bruder Jakobus breit.

„Und hier, werter Professor Haldenkamp, das Prunkstück unseres Klosters – abgesehen von unserer wunderschönen Kirche, versteht sich. Wir dürfen ein paar kostbare Schätze unser Eigen nennen. Da ist unsere Ordensgemeinschaft schon ein wenig stolz drauf. Darf ich Ihnen

unsere uralte, handgeschriebene Bibel aus dem ... Oh, Bruder Jakobus, guten Abend.“

„Mutter Liutgard, guten Abend.“

„So spät noch in der Bibliothek beschäftigt, Jakobus? Professor Haldenkamp möchte gerne einen Blick auf unsere alte Bibel werfen. Wo du gerade hier bist: Hast du einen Augenblick Zeit? Ich lade dich herzlich ein, uns Gesellschaft zu leisten. Ich weiß doch, wie sehr dich alte Schriften faszinieren. Zur Feier des Tages würde ich die Vitrine heute sogar öffnen.“ Bruder Jakobus spürte eine gespannte Aufregung in sich aufsteigen. Nur selten gab es die Gelegenheit, dieses wertvolle Buch aus der Nähe zu bestaunen. Dankbar nickte er Mutter Liutgard zu und begrüßte den späten Gast mit einer freundschaftlichen Umarmung.

„Hallo, Gernold, ich freue mich von Herzen, dich zu sehen. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie sehr! Wenn es nicht so verkehrt klingen würde, würde ich sagen, du kommst mir gerade recht. Bruder Bertram hat mich schon darüber unterrichtet, dass du wieder eines seiner kunstgeschichtlichen Seminare am Wochenende bereichern wirst.“ Welch göttliche Fügung, ausgerechnet jetzt seinen alten Freund aus Studienzeiten zu Besuch zu haben. Den treuen Verbindungskameraden würde er wegen der Dokumente von Pater Aloysius um Rat fragen. Er konnte das Papier sicherlich nach aufwendigen Analysen datieren. Ihm konnte er vertrauen.

„Hat er? Wie schade. Es sollte eigentlich eine Überraschung werden. Wie geht es dir? Du siehst etwas blass um die Nase aus.“

„Wir haben in unserem Konvent einen Todesfall zu beklagen. Pater Aloysius ist heute Nachmittag zwar nicht unerwartet, aber dennoch äußerst plötzlich verstorben. Das

geht mir sehr nahe. Hast du gleich noch etwas Zeit für mich? Ich habe dir eine Menge zu erzählen.“

„Sicher doch. Ich hatte ohnehin auf einen guten Tropfen in deiner Gesellschaft gehofft. Aber vorerst lass uns eure Schätze in Augenschein nehmen, wenn wir schon einmal hier sind und die Gelegenheit dazu haben.“

Mutter Liutgard hatte derweil die Vitrine aufgeschlossen und erlaubte Professor Haldenkamp und Jakobus, vorsichtig in der alten Bibel zu blättern.

Von den staunenden „Ahs“ und „Ohs“ der beiden Studiokameraden bekam Schwester Dorothea im hinteren Teil der Bibliothek nichts mit. Noch lange saß sie tief in sich gesunken auf der weich gepolsterten Bank und versuchte, die Stücke ihres zerbrochenen Herzens in tränenerstickter Wut zusammenzuhalten. Mit einem Mal war nichts mehr wie bisher. Warum hatte er ihr partout nicht sagen wollen, wer die andere Frau in seinem Leben war? Auf diese Frage gab es nur eine plausible Antwort: Weil sie einander kannten! Eine von ihnen! Es musste eine von ihnen sein! Wer, das würde sie mit der Zeit schon herausfinden.

Am Abend – in einem kleinen Reihenhäuschen auf der Insel Mówewind

Während Schwester Dorothea in der Klosterbibliothek aus Wut und Enttäuschung bittere Tränen des Liebeskummer in ihr Stofftaschentuch weinte, freute sich Svea Norden auf Mówewind darauf, am selben Abend das einjährige Jubiläum mit ihrer großen Liebe in ihrem gemeinsamen

Haus in Duun zu feiern. Waren sie tatsächlich schon so lange zusammen? Sie konnte es kaum glauben. Wo war nur die Zeit geblieben? Erst vor fünf Jahren hatte sie ihren früheren Schulkameraden überraschend auf Möwewind wiedergetroffen, und wenn sie ehrlich war, hatte es gleich gefunkt. Dennoch hatte es mehr als ein Jahr und ein tragisches Klassentreffen gebraucht, bis sie sich eingestanden, ineinander verliebt zu sein. Fritjof hatte schon immer eine gewisse Leichtigkeit und Verrücktheit ausgezeichnet. Der Alltag an seiner Seite war nie langweilig. Er hatte immer neue Ideen und verstand es zu feiern. Neben seiner Arbeit als Kirchenmusiker nahm er verschiedenste Jobs an, sodass er oft unterwegs war. Unter anderem deshalb hatte sie zunächst gezögert, als er sich gewünscht hatte, sie möge mit ihm zusammenziehen. Sie liebte die Großstadt, er Möwewind. Ihre Hamburger Freunde hatten sie für verrückt erklärt, mit allem, was sie hatte, auf die Insel überzusiedeln. Entgegen ihrer Bedenken fand sie in Saskia Austermann bald eine Freundin und lebte sich problemlos in der Gemeinde ein. Jetzt, nach einem Jahr, wollte sie Möwewind nie wieder missen.

Liebevoll drapierte Svea die saftig grünen und dunkelroten Salatblätter abwechselnd auf ihren Lieblingstellern. Darauf legte sie ebenfalls wechselweise Tomaten- und Mozzarellascheiben, die sie mit ein wenig Olivenöl und Balsamico beträufelte. Sie freute sich seit Beginn der Woche auf diesen Abend mit Fritjof und werkelte vergnügt in der Küche vor sich hin. Schon früh am Morgen, als ihr Liebster noch leise schnarchend in den Federn gelegen hatte, hatte sie sich auf den Weg zum Fischmarkt am Hafen von Derborg gemacht und dort eine fangfrische Dorade und ein Pfund

Garnelen erstanden. Krabben gehörten zu Fritjofs Leibspeisen. Nun warf sie die frisch gepuhlten Krabben mit etwas Knoblauch und einer Handvoll Pfifferlingen in die Pfanne. Das würde eine feine Vorspeise werden. Der Sekt stand schon kalt, und Fritjof hatte versprochen, frisches Baguette für den gemeinsamen Abend von unterwegs mitzubringen. Hoffentlich fassten sich die Redner kurz, und die Veranstaltung im Schützenhaus zog sich nicht allzu sehr in die Länge.

Jetzt zum Fisch. Auf einem Bett aus Kartoffeln, Fenchel und Möhren sollte die Dorade im Ofen schmoren. Dieses Rezept war ein Experiment. Ihre Freundin Saskia hatte es ihr empfohlen.

„Zwei Baguettes hätte ich gerne“, orderte Fritjof Harmsen beim Bäcker seinen Beitrag zum abendlichen Festtagsmenü. „Und eine von den Marzipanrosen geben Sie mir bitte noch dazu.“

„Sehr gerne. Da wird sich aber jemand freuen!“

Fritjof quittierte die Äußerung des Bäckers mit einem breiten Grinsen. Dabei hatte er ein schlechtes Gewissen, weil der Großteil der Vorbereitungen des Abends an Svea hängenblieb. Aber sein Termin ließ sich nicht verschieben. Nachdem Arno Rosenbroek, langjähriger Polizeichef von Möwewind, vor über einem Jahr in den Ruhestand gegangen war, konnte nun nach langer Suche endlich ein Nachfolger für die Stelle präsentiert werden. Eine Nachfolgerin, genau genommen. Hauptkommissarin Wiebke Sörensen sollte am frühen Abend als die neue Polizeichefin auf Möwewind vorgestellt werden und ab Montag dann offiziell ihren Dienst antreten.

Fritjof fand es sehr schade, dass Svea zu der Veranstaltung nicht eingeladen war. Dennoch freute er sich darauf, Frau Sörensen kennenzulernen. Außerdem war er vom Veranstalter gebeten worden, für den musikalischen Rahmen bei der Begrüßung zu sorgen. Das Entgelt dafür konnte seine notorisch klamme Kasse gut vertragen. Erst ein Bierchen mit seinem Kumpel Klaus, später ein romantisches Festessen mit Svea – das versprach, ein großartiger Abend zu werden. Es stimmte ihn jeden Tag aufs Neue glücklich, dass seine Freundin vor einem Jahr hierhergezogen war und jetzt mit ihm zusammen auf Möwewind lebte. Wenn er an den chaotischen Umzug zurückdachte, musste er immer noch schmunzeln. Svea hatte es nicht für nötig gehalten, die Umzugskartons für jedermann verständlich zu beschriften. Ihr war erst im neuen Haus klar geworden, dass ihre kryptischen Zeichen auf den Kartons dazu geführt hatten, dass die meisten Kisten nicht in der richtigen Etage, geschweige denn im richtigen Zimmer, gelandet waren. Zu süß hatte sie ausgesehen, wie sie in dem ganzen Durcheinander versucht hatte, den anwesenden Möbelpackern ihre Bildchen zu erklären. Fritjof hatte sie in ihrer Verzweiflung einfach in den Arm genommen, für die gesamte Mannschaft Pizza bestellt und beteuert, dass sie sich alle Zeit der Welt nehmen würden für die Einrichtung ihrer ersten gemeinsamen Wohnung.

„Bitte sehr, der Herr. Das macht 6,78 Euro.“ Fritjof sammelte sieben Euro aus seinen Hosentaschen zusammen und reichte sie lächelnd über die Ladentheke.

„Stimmt so.“

„Danke. Einen schönen Tag Ihnen noch. Moin.“

Mit einem beherzten Schritt trat Fritjof aus der Bäckerei

auf die Straße, wo sein alter Corsa im Parkverbot treu auf seinen Besitzer wartete. Fritjof schob seine Sportklamotten beiseite und legte die beiden Brote sowie die Marzipanrose auf die Rückbank. Er musste den Wagen endlich einmal aufräumen, dachte er bei sich, wusste aber, dass er es in diesem Jahr wohl wieder nicht schaffen würde.

Bestens gelaunt summte Svea unter der Dusche vor sich hin, während sie darüber nachdachte, welches Kleid sie an diesem Abend anziehen würde. Das apricotfarbene Chiffonkleid, das fast schon verboten durchsichtig war? Nein, das war ihr zu sommerlich. Besser etwas aufregendes Schwarzes. Fritjof mochte auch gerne dunkelblau an ihr, aber in dieser Farbe hatte sie nichts Passendes für einen romantischen Abend. Damals in Hamburg, die Zeit kam ihr schon sehr weit weg vor, hatte sie weitaus öfter extravagante Kleider getragen. Hier auf der Insel fühlte sie sich in legeren Klamotten wohler. Auch wenn sie manchmal ihr Leben in der Großstadt vermisste – das bunte Treiben überall, die besondere Atmosphäre am Hafen, ihre Freunde und ihre Lieblingsorte –, bereute sie die Entscheidung nicht, ihre Wohnung in Hamburg aufgegeben zu haben. Vor genau einem Jahr hatten Fritjof und sie ein schmales Reihenhäuschen in Duun bezogen und ihr Glück mit reichlich Sekt begossen. Liebe wollte gelebt werden, und schon im Moment ihres ersten Kusses am Leuchtturm wusste Svea, dass es ihr mit diesem Mann ernst war. Ziemlich kurzfristig hatte sie eine Stelle in der Kurklinik gefunden und begleitete nun Patienten jeden Alters während ihres Kuraufenthaltes psychologisch. Sie genoss die neue berufliche Herausforderung genauso wie das Zusammenleben mit Fritjof.

Svea hatte sich für ein knielanges schwarzes Kleid mit Spaghettiträgern entschieden. Darüber trug sie ein dunkelrotes Plüschjäckchen und dazu ebenso rote Pumps. Ihr Parfüm kam gegen die leckeren Düfte aus der Küche kaum an, aber das war ihr egal. Fritjof hatte gesagt, dass er spätestens um 18 Uhr zurück sein würde. Nur noch eine Viertelstunde. Ungeduldig suchte sie den Korkenzieher. Sie wollte dem Wein vor dem Essen die Chance zum Atmen geben.

Fritjof spielte bereits über eine Viertelstunde lang leise Hintergrundmelodien auf dem Klavier, während sich der Schützensaal nach und nach füllte. Die kleine Polizeiwache von Duun bot bei Weitem nicht genügend Platz für solch eine Veranstaltung, weshalb man hierher hatte ausweichen müssen. Für die Bewohner der Insel Möwewind grenzte die Stellenbesetzung an ein Großereignis, war doch Arno Rosenbroek seit Menschengedenken eine feste Instanz als Chefpolizist auf Möwewind gewesen. Fritjof sinnierte: Gab es überhaupt eine Zeit vor Arno Rosenbroek als Inselkommissar? Wo steckte Arno denn eigentlich? Hätte er nicht längst hier sein müssen? Plötzlich klopfte ihm sein Kumpel Klaus auf die Schulter. Mit Rosenbroeks jungem Kollegen Kommissar Klaus Leessen verband Fritjof eine langjährige Freundschaft. Leessen war großgewachsen und von schlanker Statur. Mit seinen dunkelblonden Haaren und den blauen Augen wirkte er wie die klischeehafte Verkörperung eines Norddeutschen. „Hey, Fritte!“, lachte Klaus und schlug erneut freundschaftlich zu. „Spiel mal was Flotteres, damit ordentlich Stimmung aufkommt. Das ist doch keine Beerdigung hier.“

„So wie du in den letzten Tagen rumgelaufen bist, bin ich mir da nicht so sicher. Hast du einen bestimmten Wunsch?“

„Irgendetwas aus den aktuellen Charts vielleicht. Ich brauche jetzt Partylaune!“

„Hast du etwa kein gutes Gefühl, was die Zusammenarbeit mit deiner neuen Chefin betrifft?“ Gelassen klimperte Fritjof weiter und wiederholte die Coda des letzten Stückes ein zweites Mal.

„Hör auf, alter Schwede. Ich kann's dir nicht sagen. Aber als sie vorgestern auf der Wache vorbeigeschaut hat, ist der Funke definitiv schon mal nicht übergesprungen. In Sachen Coolness kann sie Arno auf keinen Fall das Wasser reichen.“ Fritjof ließ seine Finger die Tonleiter chromatisch hoch- und wieder hinunterlaufen, spielte die ersten Takte von „Für Elise“ und improvisierte dazu. Sein Freund schien seinen langjährigen Boss schon jetzt ernsthaft zu vermissen.

„Junge, gib ihr eine Chance. Du kommst ohnehin nicht darum herum, mit ihr zusammenzuarbeiten.“

„Hast ja recht, Alter. Ich organisiere jetzt erst mal was zu trinken. Dann lässt sich das besser ertragen.“ Der erwartete abschließende Schlag auf die Schulter blieb aus, als Klaus sich auf den Weg in Richtung Theke machte. Mit einem Blick zur Seite stellte Fritjof fest, dass inzwischen alles versammelt war, was auf Möwewind Rang und Namen hatte. Selbst der finanzkräftige Tammo Martens, der auf der Insel sogar gegen erbitterte Widerstände schon mehrere umstrittene Großprojekte verwirklicht hatte, fehlte an diesem Abend nicht. Mit Rosenbroek war er durch seine nicht immer ganz legalen Methoden in den letzten

Jahren mehrfach aneinandergeraten. Vielleicht würde der Nachmittag doch interessanter werden als erwartet. Fritjof spielte zum Abschluss deutlich lauter „Let it be“ von den Beatles, freute sich über den Applaus und mischte sich dann unter die Leute. Dann betrat der Bürgermeister von Duun das festlich geschmückte Podium. Es wurde still im Saal. Jetzt würde es mit den Reden losgehen.

Unterdessen blickte Svea zu Hause immer wieder auf die Uhr. Er müsste doch längst hier sein. Vermutlich war er aufgehalten worden, oder der kleine Festakt dauerte länger als geplant. Sollten sie sich doch bitte kurzfassen! Der Duft aus der Küche war verlockend. Sie fuhr sich durch die dunkelblonden Haare und zog sorgfältig ihren Lippenstift nach.

Die Stimmung im Schützensaal hatte sich nach den ersten Reden deutlich gelockert. Wiebke Sörensen hatte sich herzlich für das freundliche Willkommen bedankt und sich sichtlich über den großen Blumenstrauß gefreut. In ihrer Antrittsrede fand sie allerdings nicht nur lobende Worte. Es werde sich Einiges ändern müssen bezüglich der Polizeiarbeit auf Mówewind. Duun und die anderen Orte seien erfreulicherweise stark gewachsen in den letzten Jahren. Das bringe jedoch neben den vielen positiven Aspekten auch Probleme mit sich. Der Verkehr würde unweigerlich dichter, immer mehr Fremde ließen sich auf der Insel nieder und müssten integriert werden. Man könne nicht mehr alle Probleme bei Kaffee oder einem Schnäpschen lösen – so wie es bis dato durchaus gängige Praxis gewesen sei. An dieser Stelle sah Fritjof einige der Anwesenden betreten dreinblicken, während andere anerken-

nend nickten. Ein älterer Herr, den Fritjof nur vom Sehen kannte, verließ mit erbostem Gesichtsausdruck den Saal. Kommissarin Sörensen sprach unbeirrt weiter. Wie auch immer die Zukunft der kleinen Wache von Duun aussehen werde, sie freue sich außerordentlich auf die Zusammenarbeit. Damit reichte sie Klaus Leessen die Hand, die dieser mit einem leicht gezwungenen Lächeln schüttelte.

Im Gegensatz zu seinem Freund fand Fritjof Kommissarin Sörensen auf Anhieb sympathisch. Ihre Stimme klang angenehm und ihre Ideen konnten Mówewind nach vorne bringen. Eigentlich müsste selbst Klaus, der Kommissar Rosenbroek immer wegen dessen altmodischer Herangehensweise an seine Arbeit aufgezogen hatte, ihr inhaltlich zustimmen. Trotzdem schien er sich innerlich dagegen zu sperren. Er sah nicht glücklich aus. Fritjof beschloss, ihn etwas aufzumuntern, ließ sich zwei Bier zapfen und begab sich zu seinem Freund.

„Danke, Fritte, das ist eine vorzügliche Idee! Prost!“

„Genau, zum Wohl erst mal. Das macht doch alles einen recht passablen Eindruck, was deine berufliche Zukunft betrifft.“ Beide tranken ihr Bier in wenigen Zügen aus und kümmerten sich alsbald um Nachschub. Fritjof und Klaus feilten gerade an einer brauchbaren Strategie, die es Klaus in der Zusammenarbeit mit seiner neuen Chefin leichter machen sollte, als sich eine blonde junge Frau mit der Frage an Klaus wandte, wo denn hier die Toiletten seien. Sie wippte unruhig von einem Bein auf das andere. „Dort zur Tür hinaus und dann auf der linken Seite“, antwortete Klaus charmant und bot ihr an, derweil ihr Sektglas für sie zu halten. „Nicht schlecht, Herr Specht“, staunte er ihr anerkennend hinterher, als sie Richtung Ausgang eilte. „Seit

wann haben wir so attraktive Frauen auf unserer Insel?“, wollte Klaus von Fritjof wissen.

„Seit Svea hierher gezogen ist.“

„Guter Konter! Aber so eine Granate hier bei uns, ohne dass ich sie je gesehen hätte? Unfassbar.“

„Ich kenne die Dame auch nicht. Du kannst sie ja gleich selbst fragen. Der Trick mit dem Sektglas ist echt nicht schlecht.“ Fritjof bewunderte seinen Freund für dessen selbstbewussten Umgang mit Frauen.

„Psst! Sie kommt.“

Mit einem sympathischen Lächeln kam die Unbekannte wieder zurück in den Saal und steuerte zielsicher auf Klaus zu, der ihr Sektglas in der Zwischenzeit hatte auffüllen lassen. „Herzlich willkommen auf Möwewind. Zu meiner Rechten steht Fritjof Harmsen, der eben so locker in die Tasten gehauen hat. Und ich bin Klaus. Wie kommen Sie denn zu der Ehre, an diesem Empfang teilzunehmen, wenn ich fragen darf?“, wagte Fritjofs Kumpel einen Vorstoß. Der jungen Frau schien diese direkte Art zu gefallen. Sie deutete einen Knicks an und stellte sich als Viktoria Sörensen vor. „Ich bin die Tochter. Danke, dass Sie auf mein Glas aufgepasst haben.“ Fritjof nahm einen überraschten Gesichtsausdruck bei Klaus wahr und wartete gespannt auf dessen nächsten Schritt. Ob er sich traute, die Tochter seiner neuen Chefin anzubaggern? Klaus schien sich sofort wieder gefangen zu haben und quatschte ungedrungen weiter.

„Sie werden sich hier bestimmt bald heimisch fühlen.“

„Nein, nein, das ist ein Missverständnis. Ich ziehe nicht mit hierher, sondern gönne mir bei der Gelegenheit von Mamas Einstand ein paar Tage Inselurlaub. Was können

Sie mir denn für Aktivitäten während meines Aufenthalts empfehlen? Jetzt im Spätherbst lädt das Meer ja nun nicht gerade zum Baden ein.“

„Sagen Sie das nicht. Es soll hier Leute geben, die auf diese Art von Abhärtung bei jeder Jahreszeit stehen“, flachste Klaus.

Ein Wort ergab das andere, und bald gesellte sich auch Tanja Könne, Möwewinds beliebte Partymaus, zu ihnen. Es wurde viel gelacht und noch mehr getrunken. Fritjof vergaß die Zeit.

In der gemütlichen Küche von Svea und Fritjof hingegen näherte sich die Stimmung dem Nullpunkt. Es war nun schon 19 Uhr durch, und Fritjof war inzwischen eine ganze Stunde zu spät. Svea war sauer. Genervt schrieb sie ihrem Freund eine Nachricht und fragte, wo er denn bitteschön bliebe. Schließlich werde der Fisch im Ofen nicht besser. Weder kam eine Antwort noch konnte sie erkennen, dass er die Nachricht überhaupt gelesen hatte. Nach einer weiteren Viertelstunde rief sie Fritjof auf seinem Handy an. Inzwischen war es ihr scheißegal, wenn das Klingeln eventuell bei einer ach so wichtigen Rede stören sollte. Sie wollte ihn hierhaben – bei sich. Sie ließ es so lange klingeln, bis sich der Piepton änderte. Er ging nicht ran. Verdammt, wofür hatte man die Dinger denn? Frustriert goss sie sich ein Glas Wein ein und probierte ihn.

Erbarmungslos schlichen die Zeiger weiter über das Ziffernblatt. Es wurde acht, es wurde zehn nach acht. Der Fisch war sicher schon dörrgetrocknet und ungenießbar. Svea war inzwischen ernsthaft grantig.

Missgestimmt schrieb sie eine weitere Nachricht an Frit-

jof, deren Tonfall jedoch nicht mehr von fröhlicher Erwartung geprägt war. Endlich zwitscherte ihr Smartphone. Fritjof! Nein, doch nicht. Stattdessen schickte ihre Freundin Saskia lustige Bilder per WhatsApp und fragte, wo sie denn bliebe. „Hey, komm doch auch noch rum. Hier ist richtig Party! Der langweilige Teil mit den Reden ist vorbei“, las sie auf dem Display. Was ging denn da ab? Entpuppte sich die offizielle Veranstaltung nun doch als lustige Fete? Sie starrte auf die Bilder. Moment mal, da war ja Fritjof auf einem der Fotos! Er schien sich sehr angeregt mit Tanja Könnke und noch einer Blondine, die sie noch nie gesehen hatte, zu unterhalten. Dass sein Freund Kommissar Klaus Leessen auch mit auf dem Bild war, übersah sie geflissentlich.

Svea spürte, wie der Zorn in ihr aufstieg. Das durfte doch nicht wahr sein! Sie waren verabredet! Wie konnte er nur ihren gemeinsamen Abend vergessen und stattdessen mit fremden Frauen flirten?! Wutentbrannt fegte sie Saskias Kochbuch von der Anrichte, sodass es mit einem lauten Knall auf den Boden fiel. Was für eine bescheuerte Idee, extra für diesen Anlass ein neues Rezept auszuprobieren! Aufgebracht trank sie ihr Weinglas in einem Zug leer. Dann schrieb sie auf einen Zettel „Du kannst mich mal!“, schnappte sich ihren Wintermantel und knallte die Haustür hinter sich zu. Sie musste erst einmal tief durchatmen. Die Straße war menschenleer. Nichts war los hier an diesem trostlosen Novemberabend. Wie auch? Die amüsierten sich ja alle im Schützenhaus! Und Fritjof mittendrin. Ohne sie. Nach wenigen Metern begann Svea zu frösteln. Ihre Füße froren in den Pumps und ihre Beine zitterten vor Kälte. Schlotternd grub sie ihre Hände tief in die Mantel-

taschen. Scheiße, wo hatte sie ihren Schlüssel? Auch das noch! Sie hatte sich ausgesperrt. Zu blöd! Augenblicklich schossen ihr die Tränen in die Augen. Erst das total verkorkste Rendezvous und nun auch noch das! Was sollte sie denn jetzt machen? Fritjof anrufen konnte sie nicht, denn ihr Handy lag neben ihrem Schlüssel irgendwo zu Hause. Um hier draußen zu warten, war es definitiv zu kalt. Mit einem Mal kam ihr der rettende Gedanke: Friederike! Ihr konnte sie ihr Leid klagen und sich von ihr trösten lassen. Ihre Zwillingsschwester würde sie bestimmt verstehen. Mit klackernden Schritten eilte sie zu Friederikes Haus. An den gebackenen Fisch im Ofen verschwendete sie keinen Gedanken mehr.

Wein und Bier flossen in der Schützenhalle in Strömen, und Fritjof unterhielt sich prächtig mit Klaus und den drei Frauen. Viktoria Sörensen und Tanja Könnke umschwärmten seinen Kumpel mit ihrer guten Laune, und mittlerweile hatte sich auch Sveas Freundin Saskia mit einer Flasche Sekt zu der Gruppe gesellt. Belustigt stieß Saskia Fritjof in die Seite: „Hey, Fritjof, coole Party hier. Ich habe Svea eine WhatsApp geschickt, dass sie herkommen soll. Super Idee, oder?“

„Scheiße!“, entfuhr es Fritjof. Das Abendessen! Saskia starrte ihn verdutzt an.

„Na ja, da hättest du ja auch selbst drauf kommen können, deine Liebste mitzubringen. Musst ja nicht gleich eingeschlappt sein.“

„Sorry, Leute, ich muss los!“ Fritjof drückte Klaus sein Glas in die Hand und rannte aus dem Saal. Draußen warf er sich in seinen Corsa. Sämtliche Staatsgewalt feierte im

In der Nacht – im Pfarrhaus auf Möwewind

Schützenhaus, kein Risiko, mit Alkohol am Steuer erwischt zu werden, hoffte er. Fritjof raste nach Hause.

Es war zu spät. Als er die Haustür öffnete, schlug ihm der Geruch des verbrannten Abendessens entgegen. „Svea!“, rief Fritjof aus Leibeskräften. Er sprintete in die Küche und sah durch den Rauch helle Flammen im Ofen auflodern. Scheiße! „Svea, wo steckst du?“, rief er. Keine Antwort. Wo war das Telefon? Da! Geistesgewärtig wählte er den Notruf. Gleichzeitig schaltete er den Ofen aus. Autsch! Heiß! Er hatte sich die Finger verbrannt, was ihn glücklicherweise davon abhielt, die Ofentür zu öffnen. Während Fritjof mit der Hand unter kaltem Wasser auf die Feuerwehr wartete, sah er das Kochbuch auf dem Boden und überall Glasscherben. Svea musste wirklich sehr verärgert und enttäuscht gewesen sein. Wohin mochte sie in ihrem Zorn bloß gelaufen sein?

Erst als die Feuerwehrleute wieder abgerückt waren, entdeckte Fritjof den Zettel. „Du kannst mich mal!“, stand dort in wütenden Buchstaben zu lesen. Svea. Er musste sie finden. Er musste sie um Verzeihung bitten. Er musste ... Doch wo sollte er suchen? Ihr Mantel war nicht hier, aber ihr Handy und ihr Schlüssel lagen auf der Ablage im Flur. Sie muss Hals über Kopf abgehauen sein und in ihrer Aufregung vergessen haben, dass der Ofen noch an war. Bestimmt war sie bei Friederike. Es war bereits weit nach Mitternacht. Zur Sicherheit steckte Fritjof Sveas Schlüsselbund, an dem auch Friederikes Ersatzschlüssel hing, ein. Falls die beiden schon schliefen. Seufzend begab er sich in die Dunkelheit der Nacht.

Friederike schlief unruhig in dieser Nacht. Ständig wälzte sie sich in ihrem Bett hin und her. Zu aufreibend war der gestrige Abend im Schützenheim zu Ende gegangen. Als Vertreterin der evangelischen Gemeinde hatte sie trotz erster Migräneattacken ein kurzes Grußwort bei der Einführung der neuen Inselkommissarin gesprochen. Zu ihrem Leidwesen hatte ihr katholischer Freund und Kollege Johann Voss-Schulte sie dabei kaum eines Blickes gewürdigt. Nahm er ihr weiterhin übel, dass sie sich derart deutlich auf die Seite der Frauen der Initiative Maria 2.0 geschlagen hatte? Als deren lautstarke Vorreiterin Aike Ooglund sie um Unterstützung gebeten hatte, war es für Friederike keine Frage, Räumlichkeiten und Plakatwände zur Verfügung zu stellen. Für sie war es selbstverständlich, die erst vor Kurzem ins Leben gerufene Kirchenreformbewegung, die unter anderem dafür kämpfte, Frauen in Weiheämtern zuzulassen, zu unterstützen. Warum wehrte sich Johann dermaßen gegen diese längst fällige Aufbruchstimmung in der katholischen Kirche? Nach einem Gottesdienst waren sie heftig aneinandergeraten. Er hatte ihr vorgeworfen, sich in die Belange der katholischen Kirche einzumischen, die sie nichts angingen. Maria brauche kein Update und dürfe auch nicht instrumentalisiert werden. Dieser Vorwurf belastete Friederike sehr. Während des Empfangs hatten sie zudem mehrere Mitglieder des Presbyteriums wegen der anstehenden Wahlen mit Fragen gelöchert.

Als Friederike erschöpft heimkam und eigentlich schnurstracks ins Bett wollte, hatte ihre Zwillingschwester Svea